

Ulla Fix

Denkfiguren und Sprachbilder – Wegweiser (und Irreführer) unseres Denkens?

Die Universitätsvespern dieses Semesters stehen unter dem Rahmenthema der Bildlichkeit. Das verwundert nicht, ist doch unser Leben zunehmend von Bildern verschiedenster Art geprägt. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass wir – ermöglicht durch die verschiedenen Medien und ihre technischen Möglichkeiten – einer immer noch ansteigenden Flut von Bildern ausgesetzt sind, denen wir uns kaum entziehen können. Wenn man in der Wissenschaft von dem „iconic turn“ spricht, geht man darauf ein, dass der gesamte Bereich der Wissensfindung und Wissensvermittlung entscheidend von Bildlichkeit geprägt ist. Oft wird im Überschwang aber übersehen, dass das alles natürlich nichts völlig Neues ist, denken wir z.B. an die bemalten Schriftrollen der Antike, die illuminierten Handschriften des Mittelalters, die mittelalterlichen Armenbibeln, die berühmten Enzyklopädien der Aufklärung mit ihren reichen Illustrationen und Bildtafeln. Nur– so ist unser Gefühl – tritt Bildlichkeit heute noch verstärkt auf.

Bilder sind ein interdisziplinäres Phänomen. Sie spielen nicht nur in den Künsten, nicht nur im Alltag, z.B. in der Werbung, sondern „selbst in den scheinbar unanschaulichen, formalen Wissenschaften wie Logik und Mathematik [...] und selbstverständlich auch [...] in der Philosophie eine prominente Rolle“ (Steinbrenner / Winko 1997, 8). Und sie sind – denken wir an den Ausdruck „das sprachliche Bild“ - auch in der Sprache von Bedeutung.

Wenn man von ‚Bild‘ spricht, kann es demzufolge nicht nur um die „materiellen“, natürlichen“, „äußeren“ Bilder ¹ (ebd. 14) gehen, an die man gewohnheitsmäßig zuerst denkt: Bilder also als Abbilder realer oder fiktiver Gegenstände, das Foto, das Gemälde. Es gibt ja auch Sprachbilder, Traumbilder, Leitbilder, Weltbilder, Denkbilder. Sie beruhen nicht unbedingt auf Ähnlichkeitsbeziehungen. Aber sie stehen alle für etwas, sie repräsentieren Gegenstände, die wir in unserer Kultur in der Regel auch verstehen können. Wir wissen, was gemeint ist.

Natürlich erwarten wir Bilder, wenn es um Informationen in den Medien geht. Interessanterweise trauen wir ja weniger der sprachlichen als der bildlichen Vermittlung. Erst dann, wenn wir einen Vorfall als Filmausschnitt im Fernsehen oder als Foto in der Zeitung gesehen haben, ist er in unseren Augen bestätigt. „Es mit eigenen Augen gesehen“ zu haben bürgt für mehr Verlässlichkeit, als es - sprachlich wiedergegeben - gehört oder gelesen zu haben. Das

¹ Steinbrenner, Jakob; Winko, Ulrich (1997): Bilder in der Philosophie und in anderen Künsten und Wissenschaften. Paderborn, 13-40

Vertrauen in die Bilder verwundert, weil wir ja wissen, dass nicht nur Sprache, sondern auch Bilder, vor allem die digital gespeicherten, manipuliert werden können. Erklären kann man dieses hohe Vertrauen in Fotos oder Filme als Abbildungen der Wirklichkeit aber doch, weil wir auf ihnen die Personen und Ereignisse tatsächlich vor Augen zu haben meinen. Diese Situation ist nicht gegeben, wenn wir eine verbale Mitteilung erhalten.

Das (eben durchaus nicht immer gerechtfertigte) Vertrauen in das Bild und weniger in die Sprache lässt sich aus dem Charakter der Zeichen, mit denen wir es jeweils zu tun haben, erklären: Sprachliche Zeichen, Wörter, sind in der Mehrzahl der Fälle unanschaulich und verallgemeinernd. Bildliche Zeichen sind anschaulich und konkret. Das heißt: Wörter sind Vereinbarungen und benennen Gruppen/Klassen von Gegenständen. Die Sprachgemeinschaft hat sich irgendwann einmal darauf geeinigt/ es hat sich so ergeben, dass ein Gegenstand gerade die Benennung bekommen hat, die wir heute alle benutzen, und keine andere. Dass also z.B. das Dach, unter dem wir sitzen, ‚Dach‘ heißt und nicht anders. In anderen Sprachen heißt es *крыша*, *tectum* oder *roof*. Mit dem Wort ‚Dach‘ kann ich alle Dächer der Welt bezeichnen. Im Bild als abbildendem Zeichen dagegen finden wir Anschaulichkeit und Einmaligkeit. Was wir mit Bildern angeboten bekommen, sind sinnliche Eindrücke. Wir erkennen Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten zwischen dem Abgebildeten und dem Bild, das dafür steht. Hier herrscht Entsprechung und nicht Verallgemeinerung. Sprache dient der Darstellung in der Zeit. Sie ist geeignet zur Argumentation. Bilder führen uns das Wahrzunehmende auf einmal, als Bildganzes vor Augen. Zur argumentativen Entwicklung von Gedanken sind sie weniger tauglich.

Nun ist aber Folgendes zu bedenken: Dass das Auge uns Anschauung vermittelt, ist unumstritten. Wir schauen, wenn wir sehen, wirklich auf etwas optisch Wahrnehmbares. Dass aber auch die Sprache auf ihre Weise Anschauung anbieten kann, ist vielleicht nicht so bewusst. Als Beispiele nenne ich bedeutungsstarke Wörter, die uns wirklich etwas vor Augen führen. Den zentralen, eher blassen Wörtern eines Wortfeldes wie *laufen*, *gehen* schenken wir nicht viel Beachtung. Andere Benennungen der menschlichen Fortbewegung wie *schlurfen*, *trippeln*, *latschen*, *stolzieren* dagegen wecken unsere Aufmerksamkeit. Sie bringen uns dazu, uns die benannte Art der Fortbewegung wirklich vorzustellen, wie „führen“ sie uns im Sinne des Wortes „vor Augen“.

Anschaulich sind natürlich auch lautmalerische Wörter, weil sie auf Ähnlichkeiten beruhen, auf dem Gleichklang von Wort und Naturlauten: *zischen*, *plätschern*, *murmeln*. Und

schließlich wird Anschaulichkeit auch durch die aus Übertragung gewonnene Bildlichkeit hergestellt, z.B. durch den Gebrauch von Metaphern und Symbolen:

das Haus Europa, das Werkzeug Sprache, der Kampf des Körpers gegen die Krankheit

Solche übertragenen Bedeutungen finden wir überall, besonders aber in der Literatur, zum Beispiel stark ausgeprägt in Georg Büchners Stück „Woyzeck“. Hier ziehen sich Bilderketten durch den ganzen Text. Es finden sich Verknüpfungen der Symbole *rot* = Sinnbild von Schönheit, Lust, Sünde; *Blut* = Sinnbild von Leben, aber auch von Tod; *Metall* = Sinnbild von Gewalt, Waffen und Tod sowie das Symbol *unten*. Die Ketten *rot, Blut, Eisen*, sowie *unten* sind inhaltlich miteinander verknüpft.

In den Szenen 17 - 24 ist die Rede vom *rothen und wunden Leib* des Herrn. Es folgt ein Lied, in dem die *rothen Strümpfe* der Mädchen vorkommen, darauf Käthes Feststellung, *roth Blut* sei an Woyzecks Ellenbogen, und schließlich werden das *rothe Kreuz* am Wäldchen und die *rothe Schnur* um Maries Hals genannt. Das alles weist auf Sünde und Tod hin. Diese Wortkette ist verschränkt mit den anderen und bildet mit diesen zusammen das, was den Text formal und inhaltlich zusammenhält. Durch die Bildketten wird von Anfang an auf das Ende hingewiesen: Tod der Marie, Schuld des Woyzeck.

So ist es auch mit der Wortkette, die das Symbol *unten* immer wieder aufnimmt. Damit kommen wir von den Sprachbildern zu den Denkbildern. Da geht es nicht mehr darum, wie sich in der Sprache Bildliches realisiert, sondern darum, dass schon unser Denken bildlich, metaphorisch angelegt ist. Und je nachdem, in welchen Bildern wir denken, ist es gelenkt und fokussiert und werden andere Denkmöglichkeiten ausgeschaltet. Eine der zentralen Metaphern, die in dieser Theorie als Beispiel verwendet werden, ist die vom *Leben als einer Reise*. Sie prägt viele Wörter in dem Kontext: *Lebensweg, Start ins Leben, Lebenslauf, Lebensabschnitt, Lebensbahn, Lebensziel, heimgehen* im Sinne von sterben, *Lebensgefährte* als Partner. Historisch bedeutet *Gefährte*: Person, die mit einer anderen eine Fahrt unternimmt, heute: Person, die ihr sehr vertraut ist. Alle Beispiele zeigen: Wir denken, bezogen auf das Leben, an Bewegung – von einem Anfang über verschiedene Etappen zu einem Endpunkt.

Die sehr häufigen Orientierungsmetaphern *oben – unten* sind eine ähnliche Erscheinung. Sie prägen unser Denken, wie ich gleich noch zeigen werde. Wir finden sie auch im „Woyzeck“. Das kündigt sich in der ersten Szene an, in der Woyzeck Unheimliches spürt: Er sagt:

Es geht hinter mir, unter mir (stampft auf den Boden) hohl, hörst du? Alles hohl da unten..

Und es zieht sich durch bis zum Schluss.

Woyzeck [steht] an einem Teich. Er sagt:

So, da hinunter! (er wirft das Messer hinein) Es taucht in das dunkle Wasser, wie Stein! Der Mond ist wie ein blutig Eisen! Will denn die ganze Welt es ausplaudern? Nein, es liegt zu weit vorn, wenn sie sich baden. (er geht in den Teich und wirft weit) so jetzt, aber im Sommer, wenn sie tauchen nach Muscheln, bah es wird rostig. Wer kann's erkennen – hätt' ich es zerbrochen! Bin ich noch blutig? Ich muss mich waschen. Da ein Fleck und noch einer.

Unten ist in unserer Kultur Zeichen für das Schlechte, Verderbliche, während *oben* als Zeichen für das Gute, Erlösende steht: Erde – Himmel, Hölle – Himmel, Tod – Auferstehung. Im „Woyzeck“ steht ‚unten‘ für Untergang, Tod, Hölle, Angst.

Wir kennen das Symbol „oben – unten“ auch als das Bogenmotiv in der Kunst.² Der Kunsthistoriker Friedrich Möbius sagt dazu:

Die Kunst verwertet „die dem menschlichen Bewusstsein tief eingebrannte Erfahrung des Gegensatzes von Oben und Unten. Religionsgeschichtlich stellt sich dieser Gegensatz dar als das Verhältnis von Himmel und Erde, von Gottheit und Mensch, sozialgeschichtlich [zeigt es sich] als der Kampf zwischen Herrschaft und Volk, zwischen Obrigkeit und Untertanen, als das Verhältnis der Ober-Schichten zu den Unter-Schichten.“

Das gedankliche *oben-unten*-Konzept äußert sich sprachlich in vielen Wörtern und Wendungen, die alle davon bestimmt sind, dass die räumlichen Kategorien auf gesellschaftliche Verhältnisse übertragen werden.

Wir finden Wörter wie *Obrigkeit, Oberhaupt, Oberschicht* aber auch *Untertan, Untergebener, Unterordnung*

Daneben stehen Wortgruppen wie *die oberen Zehntausend, Oberwasser haben, die Oberhand behalten* und auf der anderen Seite *unterlegen sein, unterjocht werden, sich unterwürfig verhalten*.

Und es gibt Redewendungen wie *ich bin ganz unten, ich bin down, wir hier unten – die da oben* Wallraff hat die Wendung in einem Buchtitel umgekehrt: „Ihr da oben – wir da unten“.

² Möbius, Friedrich: Wägende Gruppierung als Gleichnis feudaler Herrschaftsstruktur. Beobachtungen zum Analogieschluss in der Kunstgeschichte, in: Skulptur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, hg. v. Friedrich Möbius, Ernst Schubert. Weimar, S. 472.

Die Schlussfolgerung aus dem Gesagten: Wir orientieren uns in der Welt mit selbst geschaffenen bzw. selbst gewählten Bildern, mit materiellen und sprachlichen wie mit Denkbildern. Wie sie entstehen und aussehen, ist unsere Sache. Wir haben sie selbst gemacht. Es ist nicht zwingend, religiöse Vorstellungen oder politische Verhältnisse gerade mit dem räumlichen Bild von *oben* und *unten* zu charakterisieren. Ebenso wenig sind wir gezwungen, das Gute *oben* und das Schlechte *unten* anzusiedeln. Nun aber, wo sich gerade diese Bildvorstellung in unserer Kultur verfestigt hat, prägt sie unser Weltverständnis.

Wir sehen: Unsere Perspektiven auf die Dinge konstruieren Wirklichkeiten. Die Bilder, die sich eine Gemeinschaft von einer Sache macht, können sich auch ändern und damit ändern sich unser Verhalten dazu und unsere Bewertung. So ist es interessant, den folgenden Ausschnitt aus einem zeit- und religionsgeschichtlichen Aufsatz des Journalisten Hannes Stein zum Thema „Auszug aus Ägypten“ zu lesen, in dem die Raummetapher bestimmend ist:

„Was war nun der Auszug aus Ägypten? Er bestand im Wesentlichen darin, dass die Kinder Israel den Pharao von seinem Thron stießen. Jene politischen Eigenschaften, die bisher den Herrscher ausgezeichnet hatten, Zorn und Erbarmen, schrieben sie nun ihrem unsichtbaren, körperlosen, im Grunde kaum begreiflichen Gott zu. Er war es jetzt, der durch seine Propheten [...] zum Schutz der Erniedrigten und Beleidigten aufrief. Der »Herr der Heerscharen«, der oberste Kriegsherr, war für die Kinder Israel kein vergotteter Mensch mehr, dem man zu Füßen lag; es war stattdessen JHWH [Jahwe] auf seinem Himmelsthron.³ (

[...] Er fährt fort:

„Radikal neu war am hebräischen Monotheismus: Gott thronte von nun an im Himmel, und die Erde war der Schemel seiner Füße – er wohnte nicht mehr im Palast des Pharao.“⁴

Es geht also um die Veränderung des Gottesbildes. Das wird durch eine Raummetapher verdeutlicht. Der Platz Gottes ist nicht mehr im Palast des Pharao, also auf der Erde, im *Unten*, sondern im *Oben*, im Himmel. Und die Erde, das *Unten*, ist der Schemel für Gottes Füße.

³ Stein, Hannes (2011): Das First Amendment, theologisch gedacht. In: Merkur 3, 2011, 217

⁴ ebd. 219

Meine Sache als Sprachwissenschaftlerin ist es nicht, dieses Bild theologisch oder religionsgeschichtlich zu deuten. Wohl aber ist es meine Angelegenheit, den Blick dafür zu öffnen, wie ein Welt- und Gottesbild gedanklich und sprachlich-bildlich hervorgebracht und vermittelt werden kann, dafür, dass wir unsere Sicht auf die Welt allein schon durch unsere gedanklich-sprachlichen Bilder festlegen oder vielleicht auch verändern können. Das wäre von Bedeutung auch für den Gebrauch von Stereotypen, die Vorurteile – auch mit räumlichen Beziehungen – ausdrücken, wie z.B. *Ausländer* (der von draußen kommt), *Ossi*, *Wessi*, (negativ definiert durch ihren Herkunftsraum), *Unterschicht* (in der Hierarchie unten). Machten wir uns das deutlich, würden wir Stereotypen mit mehr Vorsicht begegnen. Und das wäre wünschenswert.